

UMSCHAU

Brüning in eigener Sache

Zu den Memoiren des letzten Zentrumskanzlers¹

Es war auf einer Abendgesellschaft im Dezember 1929, wo Hindenburg erstmals dem Politiker die Hand drückte, den die Generäle Groener und Schleicher zum Präsidialkanzler erkoren hatten. Sich vorzudrängen, entsprach nicht Heinrich Brünings Art. So war es kein Zufall, daß der Reichspräsident Mühe hatte, ihn dort ausfindig zu machen, wo er sich für die Vorstellung postiert hatte, am Ende der Reihe, halb hinter einem Lorbeerbaum. Was Brüning als Regierungschef von Hindenburgs Gnaden in der Wirtschafts- und Staatskrise zwischen 1930 und 1932 leistete und erstrebte, was ihm glückte und mißlang, macht das Hauptstück seiner jetzt erschienenen Memoiren aus. Die Aussage des Kronzeugen zum Ende von Weimar hatte sich so lange hinausgezögert, daß die Zweifel überwogen, ob überhaupt noch mit ihr zu rechnen sei. Bereits wenige Monate nach dem Tod des Autors publiziert, bescheren Brünings Memoiren den Historikern mancherlei Überraschungen. Daß Lebenserinnerungen Ereignissen und Gestalten neue Akzente aufzusetzen pflegen, versteht sich von selbst. Daß sich aber in ihnen der Verfasser selbst am gründlichsten verwandelt, ist nicht alltäglich und darum das eigentlich Erregende an Brünings politischem Rechenschaftsbericht.

Über die Entstehung des Manuskripts gibt das undatierte Vorwort einigen Aufschluß. Demnach hat Brüning den wichtigsten und umfangreichsten Teil des Bands, die Schilderung seiner Kanzlerschaft, bereits 1934/35

in der Schweiz diktirt. Der stilistisch originellste Abschnitt, die Heimkehr aus dem Feld, stützt sich auf Notizen für ein Kriegstagebuch, wogegen die Darstellung des Nachkriegsjahrzehnts zwischen 1919 und 1929 erst in den fünfziger Jahren entstanden ist. Obwohl nicht ausdrücklich vermerkt, scheint Gleiches für die Abfassung des Schlußteils von 1932–1934 zu gelten.

Von der früheren Niederschrift abgesehen, unterscheidet sich das Mittelstück durch den breiteren Pinselstrich deutlich von den Rahmenkapiteln. Im Gegensatz vor allem zum Schlußteil, den mancherlei Unstimmigkeiten belasten, ruht er zudem auf einem verlässlichen Quellenfundament.

Das dokumentarische Gerüst für die Deskription der 26 Monate währenden Kanzlerschaft bilden die von Staatssekretär Pünder in der Reichskanzlei geführten und von Brüning ergänzten Tageszettel, die ins Schweizer Exil gerettet wurden. Sie sind Segen und Fluch dieses Buchs in einem. Dem Vorteil einer exakten zeitlichen Zuordnung steht nämlich auf der Passivseite die Versuchung gegenüber, auch für den Gesamtablauf belanglose Vermerke und Gespräche in „Erinnerung“ umzusetzen. Tatsächlich ist Brüning dieser Notizenlawine nicht Herr geworden. Infolgedessen erweist sich der Weg, den die Tageszettel durch den Wald der Kanzlerprobleme bahnen, in Wahrheit als ein Ameisenpfad, von dem aus der Aufschwung zu erhöhten Betrachtungspunkten, wie sie eine tour d'horizon erforderte, nicht recht gelingen will, vom Verfasser auch gar nicht ernsthaft versucht wird. Zudem treibt er, wahrscheinlich unbewußt, mit den Tageszetteln ein neckisches Spiel. Denn über Seiten hinweg

¹ Heinrich Brüning, Memoiren 1918–1934. Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt 1970. 721 S. Lw. 30,-.

knüpft er den Faden der Schilderung vom „gleichen Abend“ weiter zum „nächsten Morgen“, ohne auch nur einmal das Geheimnis des Datums oder auch nur des Wochentags zu lüften. Das ist nur einer der Gründe, warum Heinrich Brünings Memoiren nicht sonderlich leserfreundlich ausgefallen sind. Auch für das Zurechtfinden in einem Massenaufgebot von Mitakteuren und Statisten geizt der Autor mit Erläuterungen. Ganz offensichtlich wendet er sich an ein Publikum, das sich aus wißbegierigen Zeitungslesern seiner Kanzlerjahre rekrutiert. Wie sehr er damit eine spätere Generation überfordert, demonstriert nicht zuletzt die katastrophale Fehlerquote des Personenregisters. Wenn Brünings Erinnerungsband formalen Mängeln zum Trotz dennoch in Bestsellerlisten vordrang, dann deswegen, weil die Dramatik der Endzeit von Weimar die Tageszettellakribie samt dem volkswirtschaftlichen Datenwust immer wieder beiseite schiebt.

Für die Bewertung der Rolle und Gestalt des späten Hindenburg, für das aktenferne Zusammenspiel von Reichswehrministerium und Präsidentenpalais sind die Brüning-Memoiren in der Tat ein durch nichts aufzuwiegendes Quellenzeugnis. Sie enthüllen in bislang unerreichter Klarheit, wie die Ersetzung der Koalitionsregierung Hermann Müller durch ein Präsidialkabinett unter Führung Brünings, also der Übergang vom parlamentarischen zum präsidialen Regime, von langer Hand vorbereitet und schon Monate vorher ins Werk gesetzt war. Sie sind nicht weniger erhellend für das Intrigenspiel, das im Mai 1932 zu Brünings Verabschiedung führte.

Warum die Planer im Reichswehrministerium gerade auf Heinrich Brüning als Kanzlerkandidaten verfielen, ist unschwer zu erschließen. Als Fraktionsvorsitzender der Zentrumsparterie war er offen für Anknüpfungen nach rechts wie nach links, zudem verfügte er in beiden Lagern persönlich über ein ansehnliches Vertrauenskapital. Die angespannte Kassenlage des Reichs, Reparationsverpflichtungen und Wirtschaftskrise verlang-

ten an der Regierungsspitze einen Finanzfachmann und Brüning, ausgebildeter Nationalökonom, war ein vorzüglicher Kenner des Reichshaushalts und der damit zusammenhängenden Fragen. Persönlich ehrgeizlos, im soldatischen Verstand loyal und national, ein unermüdlicher Arbeiter, über die eigene Fraktion hinaus im Parlament respektiert, wies er jene Palette von Eigenschaften auf, die der Kanzlerkandidat Groeners und Schleichers mitbringen mußte, um von Hindenburg akzeptiert zu werden.

Den Ausweg aus der Dauerkrise suchte Brüning über die Außenpolitik. Gelang es, durch den Nachweis der deutschen Zahlungsunfähigkeit das Reparationsproblem zu liquidieren, dann würde sich, so folgerte er, auch der nationalistische Sturm im Innern legen. Oberstes Gebot war für Brünings Finanzpolitik das ausgeglichene Budget. Die Einsparungsmaßnahmen, die dieses Ziel nach sich zog, wurden durch die Erschütterungen der Weltwirtschaftskrise drastisch verschärft.

Zu der von ihm vertretenen Restriktionspolitik bekennt sich Brüning im Rückblick mit der gleichen Entschiedenheit wie bei ihrer Durchsetzung. Das ist sein gutes Recht, verträgt sich aber schlecht mit der erwartungsvoll stimmenden Maxime des Vorworts, daß es „immer verschiedene Lösungen schwerer Probleme“ gebe. Von daher gesehen, ist es nämlich schlichtweg unverständlich, daß der Autor die seitdem entbrannte Kontroverse um seine Wirtschaftspolitik völlig ignoriert. Daß die Weltwirtschaftskrise nicht wie ein Naturereignis hinzunehmen war, daß sie vielmehr einen gewaltigen Denkanstoß auslöste und als Lehrstück von globalem Ausmaß und epochalen Rang in die Geschichte der Nationalökonomie einging, davon ist bei Brüning ebenso wenig etwas zu lesen wie von der kopernikanischen Wende volkswirtschaftlicher Vorstellungen, die mit dem Namen Keynes verknüpft ist. Selten einmal wirken daher die Darlegungen der Memoiren in der Form so monologisch, im Ton so recht-haberisch und in der Sache so einseitig wie bei der Entwicklung von Brünings Finanzkonzept.

Dabei könnte er seinen Kritikern entgegenhalten, daß dem Reich in der Zwangsjacke des Young-Plans eine Alternative zur Deflationspolitik, wie sie das Kabinett Brüning betrieb, gar nicht offenstand. Die Marschroute war dem Reichskanzler durch die klassischen Regeln der Krisenbekämpfung vorgeschrieben, nur so entsprach er den Erwartungen der Reparationsgläubiger, nur so konnte er Zweifel an der deutschen Zahlungswilligkeit unterdrücken. Trotzdem kann der Hinweis auf vertraglichen Zwang nicht verdecken, daß Brüning auch bei dessen Fehlen allein aus innerer Überzeugung den Restriktionskurs eingeschlagen und mit konjunkturbelebenden Maßnahmen auf das verzichtet hätte, was man später eine aktive Wirtschaftspolitik genannt hat. Von Alternativen zu seiner rigorosen finanzpolitischen Linie will Brüning nichts wissen, jede Abweichung davon wird als Inflation denunziert, von den durch die Wirtschaftskrise erschlossenen Möglichkeiten einer flexibleren Rezessionstherapie nimmt er keine Notiz. Wer nicht wie der Autor auf das Wort Kreditausweitung allergisch reagiert, will schlichtweg die Inflation. Das trifft in dieser simplifizierenden Unterstellung nicht einmal auf einen so verbohrten Widersacher wie Hugenberg zu, dem die Memoiren solche Intentionen nachsagen.

Brünings Rechnung, sich durch Bodengewinn in der Außenpolitik im Innern Luft zu verschaffen, ging nicht auf. Der Weg nach Lausanne war lang und steinig, die Verhandlungsfortschritte vertraulich und darum publizistisch unverwertbar. Unterdessen sprengte die Radikalisierung alle Maße, kräftig angefaßt von dem Regierungskonzept des Gesundheitens. Demgegenüber wird Brüning nicht müde zu betonen, wie in Krisenzeiten alles davon abhängt, die Nerven zu behalten. Wie er damit breite Volksschichten überforderte, zumal es ihm nicht gegeben war, den Durchhaltewillen durch die Vision einer besseren Zukunft zu aktivieren, will Brüning auch in der Rückschau nicht wahrhaben. Gewiß war der Notverordnungskanzler nicht gefühllos. Dennoch stimmt es nachdenklich, wenn die Memoiren kein Wort darüber ver-

lieren, daß die Einsparungsdekrete der Regierung Millionen von Staatsbürgern buchstäblich und fühlbar Not verordneten.

Ein bislang unbekannter Brüning tritt dem Leser in jenen Abschnitten entgegen, die von der Parlamentsreform handeln. Von Hindenburg gerufen, „dem Marasmus in der Politik ein Ende zu machen“ (140), sah sich Brüning nach einer knappen Niederlage im Reichstag hineingestellt in den „Entscheidungskampf zwischen einer seelenlosen Form des Parlamentarismus und einer gesunden, maßvollen Demokratie“ (182), was immer man im einzelnen darunter verstehen mochte. Mit grimmer Genugtuung verbucht Brüning jeden Fortschritt auf dem Weg, die vorzugsweise in Obstruktion sich äußernde Macht des Parlaments durch harmlos scheinende Geschäftsordnungsänderungen zu beschneiden. Nicht ohne Stolz vermerkt er den Tag, von dem an „sich der Reichstag nicht wieder gegen den Willen der Regierung versammelt“ hat (201). So sehr solche Gegnerschaft von einer nur noch zu negativen Mehrheiten bereiten Volksvertretung provoziert wurde, so sehr überrascht ihr grundsätzlicher, unnachgiebiger Charakter. Der Plan, die Polizei der Länder auf das Reich zu übernehmen, entsprang durchaus berechtigter Sorge vor den Ambitionen der Hitlerbewegung. Aber es schimmerten doch auch andere Antriebe aus der Folgerung: „Dann konnten sich die Länderparlamente² mit Papieren und Beschlüssen amüsieren, ohne daß Ruhe und Ordnung gefährdet war“ (569). Zu bitteren Urteilen neigt Brüning über die „erpresserische“ und „unwahrhaftige Politik Bayerns“, das ihn „die ganze Zeit bis aufs Blut gepeinigt hatte“ (389). Das Nachwort des Herausgebers stellt sich darum gegen nicht nur eine Stelle im Text, wenn es Brünings Absicht bestreitet, das Parlament zu entmachten. Zweifellos hat Brüning nie den Status anvisiert, auf den schließlich Hitlers Ermächtigungsgesetz den Reichstag herabdrückte; das hebt aber nicht auf, daß er mit seinen Vorstößen in der Par-

² Das im Text hier stehende „Länderparteien“ ist offensichtlich sinnwidrig.

lamentsreform eine Praxis inaugurierte, an die anknüpfend der NS-Kanzler dann den deutschen Parlamentarismus zu Tode kurieren konnte.

Eine weitere Enthüllung der Memoiren sind Brünings interne Bemühungen um die Wiedereinführung der Monarchie. Ob ihn selber diese Staatsform voll überzeugte oder ob er zunächst auf den Herzenswunsch Hindenburgs eingehen wollte, um die eigene schwankende Stellung zu festigen, kann offenbleiben. Aufregend ist in jedem Fall Brünings Glaube an die kurzfristige Durchsetzbarkeit dieser Verfassungsänderung. Ohne die enormen Hindernisse auch nur eines Blicks zu würdigen, wähnt er sich im November 1931 so weit, daß er „für den Sommer die Wiedereinführung der Monarchie auf legalem Wege betreiben konnte“ (456). Auf keinem anderen Sektor liefert Brüning eine ähnlich bestürzende Probe von Wirklichkeitsverkennung. Die Erinnerungen lassen den Leser mit der Frage allein, ob so viel Offenherzigkeit auf das Konto rückhaltloser Wahrheitsliebe oder eines unreflexen Unfehlbarkeitsanspruchs zu setzen ist.

Brünings heimlicher, doch keineswegs untätiger Eifer für die Wiederaufrichtung der Monarchie hätte bereits manchen Fraktionskollegen schockiert. Daß er hier ohne Autorisierung durch die Zentrumsparterie ein höchst eigenwilliges Programm verfolgte, wirft ein Schlaglicht darauf, wie unbefangen er den Präsidentenauftrag zu überparteilicher Regierungsarbeit auszulegen geneigt war. Dabei ist die Restaurationsfrage nur einer der Punkte, wo die Memoiren eine frappante Ungebundenheit des Zentrumskanzlers den eigenen Parteifreunden gegenüber offenbaren. Wäre doch das Verhältnis Brünings zur Zentrumsfraktion eine gesonderte Studie wert³. Während sich der Regierungschef nicht genug tun kann, Verständnis und Verantwortungsbe-

wußtsein der ihn tolerierenden Sozialdemokraten zu preisen, werden die Zentrumskollegen nur mit kargem Lob bedacht. Die Fraktion insgesamt behandelt Brüning in seinem Buch wie ein persönliches Lehen. Daß das Zentrum nicht weniger als andere Parteien die unpopuläre Restriktionspolitik mitgetragen hat, könnten die Erinnerungen seines prominentesten Fraktionsmitglieds vergessen machen.

Jedoch erst in Kontaktgesprächen mit Rechtspolitikern wird die Hintansetzung der eigenen Partei auf die Spitze getrieben. Denn es ist offensichtlich mehr als eine *captatio benevolentiae*, wenn Brüning sich immer wieder als Übergangskanzler definiert, der nichts sehnlicher wünsche, als nach Überwindung der Talsohle die Regierungsverantwortung unter idealen Startbedingungen an die Rechtsparteien weiterzugeben. Mitte und Linke sollten sich demnach ruhig verschleifen dürfen, um dann die Rechte zur Nutznießerin der von ihnen gebrachten Opfer zu machen. Das war ein so eigensinniger und im Parteienstreit selbstmörderischer Altruismus, daß dieser Plan die Zentrumsanhänger, hätten sie davon gewußt, mit Recht gegen den Kanzler aus ihren Reihen auf die Barrikaden getrieben hätte.

Heinrich Brünings Charakterbild, von der Tradition auf die handliche Formel nüchterner Redlichkeit verkürzt, zerlegen die Memoiren in ein Spektrum widerspruchsvoller Eigenschaften. Zur Warnung des Vorworts etwa, große Wendungen in der Geschichte auf Intrigen zurückzuführen, steht Brünings Leichtgläubigkeit dubiosen Erklärungsversuchen gegenüber in seltsamem Kontrast. Das Gerücht, französische Gelder hätten vor dem ersten Weltkrieg den Gewerkschaftsstreit im deutschen Katholizismus geschürt, wird ohne eine Spur von Skepsis aufgezeichnet. Und hinter dem Eintreten Kardinalstaatssekretär Pacellis für eine Öffnung nach rechts wittert er die Machenschaften der hitlerfreundlichen Schwiegermutter des Vatikanbotschafters. Sicher sehr gegen die Intentionen des Verfassers zerstören seine Erinnerungen die gängige Version, er sei eben ein Kanzler ohne

³ Zum Verhältnis Brünings zum Zentrumsvorsitzenden Prälat Kaas sowie zur Amtskirche vgl. die Beiträge des Rezensenten im Rheinischen Merkur Nr. 48 und 50 vom 27. November und 11. Dezember 1970.

Fortune gewesen. Brünnings Scheitern hatte eine Vorgeschichte und tiefere Gründe. Die Autorität des Regierungschefs mit der gebotenen Schärfe zu wahren, ist Brüning schon den frivolen Beschattungsversuchen gegenüber, die Schleicher inszenierte, schwer gefallen. Anstatt energisch durchzugreifen und die Hintermänner zur Rechenschaft zu ziehen, verlegte sich der Reichskanzler aufs Haken schlagen. Über die Finten, mit denen er die Aufpasser abschüttelte, empfindet noch der Memoirenschreiber Brüning eine späte Befriedigung, ohne das Unwürdige seiner Zwangslage verdecken zu können.

Die Monate von Brünnings Kanzlerschaft waren gezählt, sobald im Herbst 1931 nach wiederholten Anläufen feststand, daß die von Hindenburg umworbene Rechte für eine Regierungsbeteiligung unter Brüning nicht zu gewinnen war. Dessen Revisionspolitik hatte einen spektakulären Erfolg nicht erbracht, der Radikalisierungsprozeß war nicht gebremst, sondern beschleunigt worden. Hindenburgs Standesgenossen opponierten gegen die Notverordnungspolitik des Zentrumskanzlers. Auch Schleicher wechselte die Fronten und spann seine Fäden für eine neue Lösung. Nur für die Schwerarbeit von Hindenburgs Wiederwahl war Brüning noch nicht zu entbehren. Er enttäuschte nicht die auf ihn gesetzten Erwartungen.

Von der physischen Hinfälligkeit des Reichspräsidenten und seiner tatsächlichen Amtsunfähigkeit überliefern die Memoiren bedrückende Episoden. Gewiß stand Hitler vor den Toren. Dennoch bleibt es rätselvoll, wie Brüning bei Abwägung aller Gründe es über sich bringen konnte, das Gewicht seines Namens in die Waagschale zu werfen, um ein Risiko für die Staatssicherheit wie

Hindenburg auf dem Präsidentenstuhl festzuhalten. Das wäre allenfalls unter der Voraussetzung vertretbar gewesen, daß der Marasmus rund um das Präsidentenpalais beseitigt wurde. Davor schreckte Brüning zurück.

In dem zwischen Reichskanzlei, Präsidentenpalais und Reichswehrministerium agierenden Personenkreis gewinnt General Groener an Statur und Bedeutung, während auf Schleichers Aktivität und Wesen schwere Schatten fallen. Als Stabilisator des ewig schwankenden Präsidentenwillens war Groener für Brüning unersetzlich. Nur er verfügte nämlich seit den Revolutionstagen von 1918 über die Autorität, in Krisenmomenten auf Hindenburg einen wirksamen Gegenruck auszuüben. Wie kein anderer Beobachter vor ihm demaskiert Brüning General Schleicher in der Rolle des skrupellosen Intriganten, jedoch eher melancholisch als zornig und ohne auf die Anklage ein Urteil zu fällen oder für den Umgang Konsequenzen zu ziehen.

Nicht nur der politisierende Sohn des Reichspräsidenten war von der Verfassung nicht vorgesehen. Die Machtusurpation Schleichers, Auswuchs einer fiktiven Allzuständigkeit der Reichswehr, war ein noch schlimmerer Übelstand. Hier Wandel zu schaffen, war Brüning nicht der Mann. Eine letzte Befangenheit vor der Generalsuniform hat der einstige Leutnant auch als Regierungschef nicht abzulegen vermocht. Es wurde ihm zum Verhängnis, daß die Kanzlermacher nur zu gut wußten, sie würden ihn ohne Protest und Gegenwehr eben dort wieder absetzen können, wo ihn der Präsident hervorgeholt hatte, am Ende der Reihe, halb verdeckt hinter einem Lorbeerbaum.

Ludwig Volk SJ

Ideologie und Praxis

„Allen gewidmet, denen tätige Mitarbeit im öffentlichen Leben Gewissenspflicht ist.“ Auf diese Widmung seines „Handbuchs der Publizistik“ verwies Prof. Emil Dovifat nach-

drücklich in einem Brief, den er aufgrund der kritischen Besprechung des 1. Bandes (Allgemeine Publizistik) in dieser Zeitschrift (181 [1968] 416–419) an den Verfasser richtete.